

CW: Blut, Wunden, Selbstverletzung, Depression, Selbsthass, Suizidgedanken

Falls dir diese Ausschnitte zum Thema 'Vergessen' gefallen und du gern mehr lesen würdest, findest du meine Triologie gedruckt und als eBook überall wo es Bücher gibt. Die meisten Tantiemen bekomme ich aber, wenn du direkt (und natürlich versandkostenfrei) bei meinem Verlag bestellst: <https://buchshop.bod.de>

Du würdest gern lesen, kannst/möchtest aber grad kein Geld ausgeben? Schreib mich an unter tine@tine-schreibt.de

Ich gebe dir die Bücher sehr gern als eBook, im Tausch gegen eine Review :)

Prinzipien-Triologie Buch 2: Das Prinzip der Wahrheit

Tag 18, Szene 5

Als Sérafine Louis' Zimmer betritt, ist sie noch immer ein wenig genervt. Doch der Anblick ihres Freundes, der zusammengesunken und tränenüberströmt, mit blutigen Armen und Fingern auf dem Bett sitzt, lässt ihr Herz wieder in dem Bedürfnis zerfließen, ihn zu trösten.

"Schatz—" Hastig streift sie ihre Schuhe ab. "Brauchst du eine Naht?"

"Nein."

"Und was ist passiert? — Schatz—"

Unruhig reibt Louis die klebrigen Fingerspitzen seiner Linken aneinander. "Sie- Jo- Joanna hat- mich berührt. Ich- ich habe Panik bekommen."

Mit einer guten Armeslänge Abstand zu Louis kniet sich Sérafine auf den Rand der Matratze und mustert sein nacktes Gesicht. "Aber es ist doch nicht ungewöhnlich, dass du nicht angefasst werden willst. Warum regt es dich jetzt so auf?"

Ärgerlich krallt er seine dünnen Finger in den Stoff seiner Hose. "Joanna hat mich berührt! Ich- ich liebe sie. Ihre Berührung sollte mir angenehm sein."

"Was genau ist denn passiert?" fragt sie und macht Anstalten aufzustehen. "Ich hole nur schnell etwas für deine Wunden."

"Ich bin noch nicht fertig."

Sérafine reibt sich über die Wange. "Schatz, bitte. Du weißt, dass ich das nicht mitansehen kann."

Kommentarlos schlägt Louis auf den Lichtschalter neben seiner Schulter, was den Raum in völlige Dunkelheit taucht. "Joanna hat mich umarmt."

"Umarmt?" Überrascht zieht Sérafine die Augenbrauen hoch und tastet nach der Matratze, um sich wieder darauf sinken zu lassen. "Einfach so?"

"Und ich- ich-" Er fährt mit den Fingern durch das Haar in seinem Nacken. "Ich war völlig neurotisch."

"Warst du denn darauf vorbereitet, dass sie dich anfassen würde?"

"Natürlich nicht."

"Du weißt, wie schreckhaft du sein kannst—"

"Ja, aber- Sie- sie hat mich- ganz sanft gehalten, und- und vorsichtig, und ich- dachte, ich würde sterben!" Er knallt mit Wucht seinen Hinterkopf gegen die Wand. "Ich bin vollkommen dysfunktional!"

"Louis!" Eilig klettert Sérafine über seine Beine und tastet nach seiner Schulter, um ihre Hand schützend zwischen seinen Kopf und die Wand zu legen.

Missmutig schüttelt er sie ab, jetzt eine seiner Wunden mit dem Finger traktierend. "Warum kann ich es nicht einmal bei ihr ertragen! Warum kann ich nicht einmal das!"

"Als Kind mochtest du es sehr, wenn ich dich gestreichelt habe."

"Das stimmt nicht."

"Doch." widerspricht Sérafine sanft. "Erinnerst du dich nicht? Ich habe dir vorgelesen, unter dem Pflaumenbaum, du hast neben mir auf der Decke gelegen und ich habe deine Seite gekrault. Manchmal hattest du einen grantigen Tag und wolltest nicht, aber meistens warst du fast genau so verschmust wie Diane."

"Das stimmt nicht."

"Schatz, ich kann dir die Briefe zeigen, in denen du erzählst, wie sehr du das Kuschneln vermisst."

"Was für Briefe?"

"Deine Briefe." Sérafine runzelt die Stirn und lehnt sich mit der Schulter an die Wand. "Du weißt nicht mehr, dass du mir geschrieben hast?"

"Ich erinnere mich an einen oder zwei Briefe, bevor ich Frankreich verlassen habe."

"Es sind über hundert gewesen, Schatz. Auf den Rückseiten deiner Zeichnungen."

"Das waren nur Anmerkungen."

"Nein, es waren seitenlange Briefe, in denen du von deinen Erleb-

nissen erzählt hast, und von deinem Heimweh nach mir."

"Du musst dich irren."

"Louis, ich hatte sie vor ein paar Tagen erst in der Hand! Ich habe dich gestreichelt und dir Geschichten vorgelesen, und als du fortgegangen musstest, hast du beides sehr vermisst."

"Aber warum habe ich dann heute solche Angst davor!"

Traurig senkt Sérafine den Kopf, dreht ihren Rücken zur Wand und zieht die Knie an ihre Brust. "Weil schrecklich viel passiert ist in der Zwischenzeit."

"Aber ich will das nicht! Ich will umarmt werden können!" Er fährt sich über den Scheitel, die Finger der anderen Hand auf einem der tieferen Schnitte an seinem Oberarm. "Du musst mir helfen. Ich will, dass du mich anfasst. Dann kannst du mir sagen, was ich falsch mache."

"Du machst nichts falsch, Schatz. Du-"

"Wenn ich es als Kind tatsächlich konnte, mache ich jetzt etwas falsch." unterbricht er sie ungeduldig. "Und du wirst mir sagen, was."

"So etwas braucht Zeit, und-"

"Ich habe aber keine Zeit!"

"Bitte schrei mich nicht an."

Stille; schuldbewusst. Dann das Rascheln von Stoff und ein leises: "Bitte, Sérafine."

Sie stößt die Luft aus. Doch schließlich tastet sie nach Louis' Nacken, um ihre Hand darauf zu legen. Die Muskeln neben seinen vorstehenden Wirbeln sind steinhart, und je länger Sérafines Haut die seine berührt, desto stärker verspannt sich auch der Rest seines Körpers, bis er vor Anstrengung bebt. Und es ist nicht schwer, zu erkennen, was er dabei fühlt.

Sérafine beginnt, mechanisch seinen Haaransatz zu kralen. Doch lange hält sie den Kontakt nicht mehr aus.

"Du ekelst dich vor mir." flüstert sie tonlos und schließt fest die Augen ihrer Gabe, während sie ihre Hand zurückzieht. "Warum?"

Zittrige Stille, in der er um Worte ringt. Und als er schließlich etwas herausbekommt, ist sein Bauch so verkrampft, dass er die Silben einzeln über seine Lippen pressen muss: "Du- bist- fremd."

"Fremd?" Betroffen schlingt Sérafine die Arme um ihre Knie. "Aber du kennst mich doch. Ich bin schon ewig deine Freundin."

"Du bist- fremd." wiederholt er angestrengt. "Und du- du dringst in meinen Körper und- kontaminiert-" Keuchend bricht er ab.

"Ich bin nicht in dich eingedrungen."

"Deine Wärme- und- das Gefühl- Es- es reicht bis- in mein Hirn."

Stirnrunzelnd schüttelt sie den Kopf. "Gut, aber warum ist das so schlimm?"

"Du bist-" Er bricht ab und für eine Weile ist nur sein rauher Atem zu hören. Dann flüstert er: "Du bist nicht ich."

"Was bedeutet das?"

"Ich weiß es nicht."

Sie zögert. "Hast- hast du dich auch vor Joannas Berührung gekelt?"

"Nein. Ich- ich hatte- nur Angst."

"Wovor?"

"Ich- ich-" Stille. "Ich weiß- es nicht. Ich- Es- Ich- ich dachte, ich würde sterben."

"Und was ist mit mir? Hast du Angst vor mir?"

"Manchmal."

"Warum?"

"Irrelevant!" spuckt er heftig. "Fass mich wieder- an, bis der- Ekel ver- schwindet."

"Schatz, so etwas kann man nicht erzwingen."

"Woher willst du- das wissen?"

"Weil sich Gefühle niemals zwingen lassen. Außerdem hat dein Widerstand gegen Berührungen einen Sinn."

"Welchen?"

"Etwas in dir zu beschützen."

Louis bringt ein kurzes Schnauben zustande. "Und was?"

"Ich weiß es nicht." erklärt Sérafine sanft. "Aber es ist ein Teil von dir, der sehr verletzlich ist."

"Dann muss sich dieser 'Teil' eben zusammenreißen."

"Ich bin sicher, dass er das bereits tut, Schatz. Aber er braucht immer noch Schutz und-"

"Er ist ein Schwächling. Jämmerlich, widerlich, nutzlos-"

"Nichtdoch, Schatz." Betroffen streckt Sérafine die Hand nach ihm aus, lässt sie aber auf halbem Weg wieder sinken. "Sag so etwas nicht. Du machst es nur schlimmer, wenn du mit Hass auf deine Verletzungen losgehst."

"Soll ich mich- lieber bemuttern? Ich schieß auf meine- Psyche!" Seine Stimme überschlägt sich in plötzlich aufloderndem Zorn. "Ich hasse meine- Psyche. Ich bin es- leid, ein Wrack- zu sein! Ich will von- der Person, die ich- liebe in- den Arm- genommen werden können. Ich will das- verdammt noch mal- können!"

"In Ordnung, Schatz." sagt Sérafine beschwichtigend. "Ist gut. Aber wir werden es nicht mit Gewalt versuchen, sondern auf meine Weise."

Ein Murren. Doch er sagt nichts weiter und schließlich atmet Sérafine durch, um sich selbst zu beruhigen und sich zu konzentrieren. Dann lächelt sie. "Weißt du noch, wie du immer dagelegen hast,

wenn ich dir unter dem Pflaumenbaum vorgelesen habe?"

"Nein."

"Du hast dich auf der Seite zusammengerollt und deinen Rücken an meine Beine gekuschelt. Manchmal hast du deinen Kopf auf meinen Schoß gelegt, aber meistens hast du dich ganz eingekugelt, wie ein kleiner Igel. — Erinnerst du dich wirklich nicht daran?"

"Nein."

"Leg dich auf die Seite. So wie damals." Sie lauscht auf das Rascheln der Decken, während Louis sich zögernd auf der Matratze zurechtrückt. "Wenn du für eine Weile bei mir gelegen hattest, war es schön, zu sehen, was du empfindest." fährt sie leise fort. "Da war auf einmal helles grünes Gras. Leuchtende gelbe Blüten. Manchmal sogar Sonnenschein." Sie lächelt wehmütig. "Du hast dich bei mir immer so sicher und geborgen gefühlt. Du wusstest, dass ich dich niemals beschimpfen oder schlagen würde. Du hast nur angenehme Dinge von mir erwartet. Wie von einem Bonbonglas oder—" Sie sucht nach einem Bild, mit dem auch Louis etwas anfangen könnte. "Wie von einem perfekt gestimmten Steinway-Flügel. — Versetz dich in diese Situation: Es ist ein schöner, warmer Sommertag. Du liegst im Gras, in meinem Garten, wo du in Sicherheit bist. Die Sonne scheint durch die Blätter des Pflaumenbaums. Du spürst den sanften, warmen Wind auf deinen Armen. Du kannst das Gras riechen. Die Rosenbüsche. Du hörst die Bienen summen. Ein paar Vögel zwitschern in der Nähe. Diane liegt auf meinem Schoß und schnurrt. Es gibt jetzt nichts zu tun. Du darfst noch stundenlang einfach hier herumliegen, ohne dass jemand nach dir sucht. Ich habe dir eine Geschichte vorgelesen, die dir gefallen hat. Du bist tief zufrieden. Ein bisschen schläfrig. Du machst die Augen zu und lauschst dem Wind, den Vögeln, den Insekten, Dianes Schnurren. Du spürst die Wärme und den Frieden um uns herum. Du atmest ganz ruhig und tief. Du brauchst an nichts zu denken, dir um nichts Sorgen zu machen. Du kannst einfach nur hier sein."

Vorsichtig rutscht sie etwas näher an Louis heran. "Ich lege jetzt meine Hand auf deine Seite, so wie ich es früher immer getan habe." flüstert sie, und schon bei der Ankündigung wird Louis' Atem wieder flacher. "Ich werde sie da hin legen und liegen lassen, mehr nicht. — Das ist nur meine Hand, Schatz. Atme ganz ruhig weiter. Tief ein und wieder aus— Denk an den Wind auf deiner Haut. Die Grashalme unter deinen Füßen. Meine Hand ist nichts anderes als Wind und Gras."

Beide Fäuste gegen seinen eingezogenen Kopf gedrückt, beißt Louis die Zähne zusammen, und seine Gefühle quellen wie beißender Rauch aus seinem längst wieder bebenden Körper. Sie brennen in

den Augen ihrer Gabe und es kostet Kraft, nicht wegzusehen und im gleichen, ruhigen Tonfall weiterzusprechen: "Warum wehrst du dich so gegen mich, Schatz? Ich kontaminiere dich nicht. Ich bin dir nicht fremd. Ich habe dir noch nie mit Absicht weh getan. Es ist nicht fair, dass du-" Sie bricht ab, verschließt die Augen ihrer Gabe so fest sie kann und zieht ihre Hand zurück. "Das ist genug für heute."

"Nein."

"Schatz, du bekommst noch eine Panikattacke oder dissoziiert."

"Ist mir- egal." Mit einer ungeschickten, gegen schreienden inneren Widerstand ausgeführten Bewegung packt er Sérafines Arm und zerrt sie daran zu sich, so dass sie halb auf ihm zu liegen kommt. "Ich will- berührt werden- können."

Angestrengt atmet Sérafine durch. Dann lässt sie die Stirn an Louis' Schulter sinken. Ein kurzes, krampfartiges Schütteln überlagert sein Zittern, als ihre Fingerspitzen sacht über seine Seite fahren. "Wovor hast du solche Angst?" flüstert sie heiser.

"Ich weiß- es nicht."

"Dann finde es heraus."

"Ich weiß nicht- wie."

"Wonach sehnst du dich gerade am meisten?"

Louis beißt die Zähne noch etwas fester zusammen. "Das kann- ich nicht- sagen."

"Warum nicht?"

Schweigen.

"Was würde die Situation für dich erträglicher machen?"

"Ich weiß- es- nicht."

"Was fehlt dir? Was fehlt?"

Schweigen. Heftiger Atem. "Kontrolle."

"Kontrolle worüber? — Schatz. Worüber."

"Dich."

"Gut, ich gebe dir die Kontrolle. Was auch immer du willst, ich tue es."

Wieder tritt Schweigen ein, während Louis zitternd darum kämpft, seinen Mageninhalt nicht von sich zu geben.

"Schatz, was willst du?"

Ein unterdrücktes Schluchzen.

"Sag es mir einfach. Egal was es ist. Ich werde deshalb nicht schlecht von dir denken."

"Ich- ich- kann- nicht."

"Warum? — Schatz—"

"Weil ich- verdammt noch mal- meine Abneigung- nicht überwinden kann, wenn- du mich- nicht anfasst!"

"Du willst, dass ich dich loslasse?"

"Nein, ich-"

Entschlossen biegt Sérafine seine Finger auf und rutscht auf die andere Seite des Bettes hinüber, ehe Louis sie wieder packen kann. Von dort aus lauscht sie traurig seinem Schluchzen, bis es abbricht. Stoff raschelt. Dann hört sie, wie er leise pfeifend die Luft einzieht, während er sich ohne Zweifel beißt - mit gebleckten Zähnen um nicht mit den Lippen seine Haut berühren zu müssen.

"Schatz, bitte lass das." sagt sie tonlos. "Ich bin noch keine halbe Stunde hier; hast du wirklich erwartet, dass sich ein lebenslanges Trauma so schnell überwinden lässt? Gib dir ein bisschen mehr Zeit. Du hast ein bisschen Zeit. Joanna wird noch eine Weile hier sein."

Widerstrebend lässt Louis seinen Arm zurück auf die Matratze sinken. "Ich hasse mich."

"Ich weiß, Schatz. Ich weiß." Ein paar Atemzüge lang starrt Sérafine in die Dunkelheit und reibt sich über die Stirn. "Fühlst du dich denn jetzt ein wenig besser? – Oder soll ich- Soll ich noch etwas weiter weggehen? Oder wieder näher-"

"Geh weiter weg," platzt Louis kaum hörbar heraus.

Sérafine gehorcht und rutscht bis zu den Stufen hinüber, die sein Bett einfassen.

"Noch weiter. Geh zur Tür. Geh in den Flur. Ins Atelier. Geh ins Atelier."

"Ist gut." Vorsichtig ertastet Sérafine ihren Weg um das Bett herum zu ihrer Tasche, kramt ihr Telefon heraus, um es als Lampe zu verwenden, und verlässt das Zimmer.

Sofort fällt seine Anspannung auf ein erträgliches Maß.

Dann erhält er eine Textnachricht.

Séra: Ich bin im atelier

Was nun?

Er antwortet:

Louis: Setz dich ans Klavier.

Und dann:

Louis: Spiel Clair de Lune.

Séra: Möchtest du zuhören?

Louis: Ja.

Séra: Rufst du mich an oder soll ich dich anrufen?

Für einen langen Moment starrt er unschlüssig die Buchstaben auf der Anzeige an, doch schließlich tippt er Sérafines Nummer ein.

Sie nimmt den Anruf schweigend entgegen. Nur ein Klacken ist zu hören, als sie das Telefon auf die Notenhalterung stellt.

Stille. Stille. Dann erklingen *f1* und *as1*, *f2*, *as2*, *d2*— Der Lautsprecher seines Telefons gibt die Töne ein wenig blechern wieder, so wie es auch damals das Radio tat. Doch er weiß, und wusste immer, wie diese Musik in Wirklichkeit klingt. Er wusste es schon, bevor er irgendetwas Anderes gewusst hatte. Auch wenn er nichts von dem, was geschah, verstand, und nur empfinden konnte. Es war so schön. *Ist* so schön, und er fühlt Verzweiflung, wie zahllose, knisternd heiße Fäden, die sich von seiner Körpermitte aus zu seinen Gliedern ziehen, in seine Zehen und Fingerspitzen. Aber es ist eine Verzweiflung, die er aushalten kann, weil sie nicht der Sehnsucht nach etwas entspringt, das er nicht hat, sondern dem Begehren nach mehr von etwas, das bereits da ist, und das stetig auf ihn einströmt, wie Wahrheit und Reinheit. Wie kühles Wasser aus einem Fluss, der zugleich in ihm und weit draußen in der stillen Schwärze des Universums entspringt.

Eine wohlige Gänsehaut überläuft ihn und seine Lungen pressen ein stockendes Seufzen hervor.

Damals war es, als hätte die Musik nur ihm gegolten, und mit einem Mal wird ihm bewusst, dass sie heute, jetzt, tatsächlich ihm gilt. Dass Sérafine nur für ihn die Tasten herunterdrückt. Nur für ihn die Saiten in diese schmerzhaft schöne Schwingung versetzt. Nur für ihn ihr Kinn hebt und senkt, wie sie es immer tut, wenn sie ein langsames Stück spielt.

Ein ungewohntes Gefühl baut sich in ihm auf, zugleich angenehm und unangenehm. Eine Art Stechen in seiner Haut. Eine Fülle in seinem Brustkorb und Magen, die zugleich eine tiefe Leere ist.

"Komm zurück." hört er sich tonlos flüstern. "Sérafine, komm zurück!" Immer lauter, bis sie ihn endlich hört.

"Ja, bin schon unterwegs." Sie klingt besorgt.

"Komm schnell!" ruft er atemlos und hält das Telefon in den Händen, als wäre es etwas Kostbares. Ein Anker. Eine Verbindung. Einem Impuls folgend drückt er es an sich, bis die Tür seines Zimmers endlich aufgerissen wird und Sérafine herein hastet.

"Wo bist du?"

"Hier." Er aktiviert die Anzeige des Telefons, damit das schwache Licht Sérafine den Weg weisen kann. "Komm schnell her!"

Außer Atem kniet sich Sérafine neben ihn. "Was ist denn-" Sie bricht ab, als Louis sie ungelenkt zu sich auf die Matratze zieht und sich halb auf sie wälzt, beide Arme fest um sie geschlossen, die Stirn an ihre Brust geschmiegt.

Und diese Berührung fühlt sich wundervoll an. Als würde Sérafines Körper die Fülle aus seinem eigenen herausziehen, während gleichzeitig etwas aus ihr in ihn hineinströmt, das die Leere ausfüllt.

"Louis?" flüstert Sérafine in sein zerzaustes Haar.

"Hm?"

"Darf ich dich streicheln?"

"Hm."

Eine Sekunde fließt vorüber, dann spürt er ihre Hand sacht auf seiner Taille. Spürt, wie sie zu seiner Hüfte hinunter streicht. Hinauf zu seiner Achselhöhle, während er Sérafines tiefe, zittrige Atemzüge hören kann.

Als er schließlich ihre Hand unter seinem Oberarm einklemmt, zieht sie die Nase hoch. "Soll ich aufhören?" fragt sie heiser.

"Nein. — Kraul mich."

"So?"

"Weiter oben."

"Hier?"

"Ja." Er rutscht ein wenig herum, bis er eine bequemere Position findet. Dann brummt er zufrieden und lässt seine Finger auf Sérafines Bauch ruhen. "Wird es jetzt immer so sein?" murmelt er nach einer Weile.

"Berührt zu werden?" Sérafine holt tief Luft. "Ich weiß es nicht. Selbst der gewöhnlichste, gesündeste Mensch fühlt sich nicht bei jeder Berührung gleich wohl."

"Also nicht."

"Aber es ist möglich, dass es noch oft so sein wird wie jetzt. Wenn wir diese-" Sie weiß nicht gleich, wie sie Louis' Zustand nennen soll. "-diese Entspannung immer wieder üben. Mit Joanna wird es dann sicher auch besser werden." Sie lehnt ihr Gesicht an seinen Scheitel, ihre Nase, ihre Lippen, riecht Seife, Sonne, Salbei. "Ich würde gern so mit dir einschlafen." flüstert sie.

"Ist dein Besuch gegangen?"

"Nein, aber ein bisschen kann ich noch bleiben."

"Hm."

"Glaubst du mir jetzt?" fragt Sérafine irgendwann.

"Hm?"

"Dass du als Kind verschmust warst."

"Ich weiß nicht. Aber es wird schon wahr sein."

"Es ist wahr."

"Hm." Damit rollt er sich auf die andere Seite und rutscht ein Stück von Sérafine weg. "Das ist genug. Ich möchte jetzt etwas schlafen."

"Traum was Schönes."

"Hm. — Danke, dass du für mich gespielt hast."

"Immer, Schatz."

Träge schmiegt er sein Gesicht in sein Kissen. Dann rührt er sich nicht mehr.

Prinzipien-Trilogie Buch 3:
Das Prinzip der Harmonie;
Tag 31, Szene 1

Sérafine nimmt den Arm von ihrem Gesicht, als Louis neben ihr seine Kopfhörer absetzt, und die Musik, die bis dahin nur ein leises, blechernes Surren war, als das zornige Gitarrenspiel erkennbar wird, das er auch gestern schon gehört hat.

Das Plärren geht noch eine Weile weiter, doch schließlich schaltet Louis es ab.

Es raschelt, als er den Tablettenblistert aus der Brusttasche seines Hemdes zieht.

Träge öffnet Sérafine die Augen. "Alles in Ordnung?" murmelt sie verschlafen. "Du musst das Zeug noch nicht nehmen. Ist noch viel zu früh."

Zuerst scheint er sie nicht gehört zu haben, drückt nur eine Tablette aus dem Blistert auf den Tisch und steckt den Rest zurück in seine Tasche. Doch dann hebt er die Schultern. "Ich brauche Zeit, um mich zu überwinden."

"Hm." Sie gähnt herzhaft. "Ich hol dir Wasser." Bei diesen Worten hat sie sich schon halb aufgerappelt, doch Louis schüttelt den Kopf und geht selbst in die Küche hinüber.

Er verschließt die Tür zur Halle, füllt ein Glas zur Hälfte, setzt sich wieder in den Liegestuhl und nimmt seine Maske ab. So verharret er, reglos auf die weiße ovale Form neben dem Wasserglas starrend.

So lange, dass Sérafine schon wieder weggedöst ist, als er unvermittelt fragt: "Warum bin ich nicht beziehungsfähig?"

Sie blinzelt. "Hm?"

"Du sagtest, dass ich nicht beziehungsfähig bin. Warum?"

Stirnrunzelnd reibt sie sich das Gesicht. "Das hab ich gesagt?"

"Ja."

"Wann?"

"Bevor du Joanna zu dir geholt hast."

Ihr Gedächtnis setzt sich träge in Bewegung, und sie lässt stöhnend ihren Kopf gegen das Polster des Liegestuhls sinken. "Oh Schatz, es tut mir so leid. Ich hätte das nicht sagen sollen. Es ist auch nicht, was ich denke. Ich war einfach frustriert und habe es an dir ausgelassen. Es tut mir leid."

Er sagt nichts. Starrt nur weiter mit unbewegtem Gesicht auf die Tablette.

"Du hast so viel in dir, Schatz. So viel Liebe und Zärtlichkeit. Du hast einen glühenden, strahlenden Kern, und-" Sie verstummt, als die

Abwehr in ihm wächst.

"Du denkst also-" murmelt er nach einer Weile "-dass ich- eine Beziehung führen könnte? Eine- eine romantische?"

Sie lächelt traurig. "Aber natürlich, Schatz."

Zum ersten Mal, seit er die Tablette auf den Tisch gedrückt hat, wendet er den Blick davon ab, um stattdessen vage in Sérafines Richtung zu sehen.

"Du musst es nur zulassen, dass jemand dich liebt."

Er sieht wieder weg. Unstet, bis seine Augen einen Punkt auf der Terrasse finden, an dem sie sich festhalten können. Und einen Moment später setzt er die Kopfhörer wieder auf, ohne jedoch Musik einzuschalten.

"Wir hatten so eine schöne Beziehung, als wir noch Kinder waren." sagt Sérafine irgendwann leise.

"Hm?" Er streift die Kopfhörer ab.

"Wir hatten eine schöne Beziehung als Kinder. — Warte, ich zeige dir etwas." Sie springt auf, und als sie zurückkehrt, hält sie einen abgenutzten, blau gepunkteten Karton in den Händen.

Misstrauisch sieht Louis aus dem Augenwinkel zu, wie sie den vergilbten Deckel herunter nimmt und mit den Fingern über die zahllosen, großen Umschläge streicht, die schräg darin lehnen.

"Das sind deine Briefe. Ich habe sie alle behalten. Hier." Sie nimmt einen der abgegriffeneren Umschläge aus dem Karton und zieht einen Aquarellblock heraus. "Der ist mein liebster." Sie blättert herum, bis sie die richtige Seite findet. Darauf ist die liebevoll colorierte Zeichnung eines kleinen Zeltes zu sehen. Eine Feuerstelle. Die junge Sérafine, und Momo, die friedlich daneben hocken. Und ein längliches schwarzes Gekrakel, das sich an beide anschmiegen zu wollen scheint. "Ich vermisse dich und ich vermisse Momo." liest Sérafine den Text neben der Zeichnung vor, ehe sie das steife Papier umdreht. Auf der Rückseite ist eine weitere Zeichnung von Sérafine zu sehen, die unter einem blühenden Baum sitzt, und ein weiteres schwarzes Gekrakel, das neben ihr im Gras liegt, während sie es streichelt.

Stirnrunzelnd streckt Louis die Hand danach aus und kratzt mit der Fingerkuppe darüber.

"Das ist kein Fehler, Schatz. Das bist du."

Immer noch stirnrunzelnd zieht er seine Hand zurück, um die imaginären Farbspuren daran an seinem Hosenbein abzuwischen.

"So hast du dich selbst gemalt." Lächelnd legt sie einen Finger auf den Fleck, und als sie ihn wieder wegzieht, erkennt Louis, dass die Farbe an dieser Stelle blasser und die Oberfläche des Papiers abgenutzt ist, als wäre sie dort schon oft berührt worden.

"Die Welt ist ganz leer ohne dich." liest Sérafine den Text unter

der Zeichnung vor. "Und ich habe keinen, der zu mir spricht. Wenn ich schlafen gehe, stelle ich mir vor, dass du an meiner Seite ruhst; dass Momo an meinem Bauch schnurrt; doch die Vorstellung ist nur ein fahler Schatten; ein leerer Abglanz dessen, wonach mein Herz sich sehnt, und sie hilft mir kaum, Schlaf zu finden." Sérafine lacht, leise und zärtlich. "Ich war so beeindruckt von deiner Wortgewalt und Poesie damals. Ich habe dich bewundert. Ich kannte dich ja nur als jemanden, der kaum einen geraden Satz herausbekommt, und dann hast du sowas geschrieben." Sie blättert weiter, über Landschaftsbilder und Seiten voller Blüten und Insekten, bis sie das Ende des Blockes erreicht. Die Rückseite des letzten Blattes ist dicht beschrieben, doch Sérafine liest nur einen Satz vor: "Du wirst die Heimat sein, in die ich zurückkehre!"

Ihre Stimme klingt leicht belegt und Louis wendet den Blick ab. "Es tut mir leid." flüstert er.

"Ich lese dir das nicht vor, damit es dir leid tut, Schatz. Ich will dir zeigen, wie du früher einmal warst. Wie bindungsfähig du warst. Wir waren so tief verbunden, du und ich." Zögernd packt sie den Block zurück in seinen Umschlag, legt ihn in den Karton und schiebt die übrigen Briefe beiseite, bis ein mit einem hellblauen Band umwickeltes Päckchen kleinerer Umschläge zum Vorschein kommt.

"Ich habe dir geantwortet." Sie lächelt traurig. Sieht zu Louis, dann wieder auf das Päckchen. "Ich wollte sie dir geben, wenn du zu mir zurückkommst, aber es gab nie einen geeigneten Zeitpunkt. Jetzt weiß ich gar nicht mehr, was ich alles geschrieben habe. Wie mein Tag war, vermutlich. Wie schön deine Bilder sind. Dass ich dich auch vermisse und mir zum Einschlafen vorstelle, dass ich mich an dich kuschle." Sie schluckt. Setzt an, noch mehr zu sagen. Aber Louis sitzt so reglos da, dass sie ihre Gabe nicht braucht, um zu wissen, dass ihm das Päckchen mit dem blauen Band darum Angst macht.

So seufzt sie nur, schiebt den Inhalt des Kartons in seine alte Ordnung zurück, legt den Deckel darüber und stellt alles unter ihren Liegestuhl.

"Ich möchte Joanna etwas schenken." murmelt Louis nach einer langen Weile. "Zum Abschied."

"Hattest du nicht ein Bild für sie gemalt?"

Er schüttelt den Kopf. "Ich möchte, dass es etwas ist, das keine schlechten Erinnerungen mit sich bringt."

Langsam wendet sich Sérafine ihm wieder zu. "Mal noch eins."

"Es soll etwas sein, das sie auch haben will. Etwas, das ihr gefällt, obwohl es von mir kommt."

Nachdenklich stützt Sérafine das Kinn in ihre Hand. "Mariana verschenkt gern Selbstgebackenes. Das verstaubt nachher nicht in ir-

gendeinem Regal."

"Es soll etwas außergewöhnliches sein."

"Eine große Torte? – Du könntest auch mit ihr an den Strand gehen."

Sein Liegestuhl knarzt, als er sich umsetzt, um sie anzustarren.

"Für dich wäre es auf jeden Fall außergewöhnlich, und sie fände es großartig. Unseren Strandtag hat sie zumindest sehr genossen. – Nun schau nicht so, Schatz. Ihr könnt an Doce Pipocas Strand gehen, der ist mit Felswänden eingerahmt, da sieht dich keiner. Und es muss ohnehin bald wieder jemand vorbei gehen, um im Haus zu gießen."

Louis Kiefermuskeln arbeiten, während er versucht, sich einen Strandtag vorzustellen, doch sein Erfahrungshorizont gibt keine Bilder her. "Was tut man am Strand?" fragt er schließlich.

Sérafine zuckt mit den Schultern. "Im Meer baden, in der Sonne liegen, reden—"

"Und- du glaubst, dass sie so etwas mit mir tun wollen würde?"

"Ja. Aber frag sie doch einfach."

Unsicher reibt er mit den Händen über seine Oberschenkel. "Sie wird nein sagen. Und ich- ich will nicht, dass sie sich abgestoßen fühlt."

"Was sollte sie denn an einem Strandbesuch abstoßend finden?"

"Mich."

"Sie findet es auch nicht abstoßend, dir im Atelier Gesellschaft zu leisten. Warum sollte es am Strand anders sein?"

"Weil- weil eine Einladung zeigen würde, dass ich Zeit mit ihr allein verbringen will. Dass ich- dass- ich sie sehr gern habe."

"Aber das weiß sie doch längst."

Blankes Entsetzen auf seinem Gesicht.

"Nicht dass du in sie verliebt bist, Schatz." beruhigt Sérafine ihn. "Nur dass du sie gern um dich hast. Sie wird es also kaum sonderbar finden, dass du zum Ende eures Abenteuers einen Ausflug mit ihr machen willst. – Ich kann sie auch für dich fragen, wenn dir-"

"Nein. Ich- ich muss darüber nachdenken."

"Gut, tu das. Ich koche mir noch einen Kaffee."

Prinzipien-Trilogie Buch 3:
Das Prinzip der Harmonie
Tag 31, Szene 6

Es ist kühl auf der Terrasse, beinahe kalt, und er wickelt sich fest in eine der Wolldecken, die noch von der vergangenen Nacht auf der Bank liegen.

Dann setzt er sich in seinen Liegestuhl, um zum diesigen Sternenhimmel hinauf zu sehen.

Er zuckt zusammen, als kurz darauf das Telefon auf dem Tisch surrt.

Sérafine: Wo bist du?

L: Terrasse.

L: Ich sehe mir die Sterne an.

Er schaltet die Anzeige aus und starrt auf das Gerät, während er stumm bis einhundert zählt, in der Befürchtung, dass sie dennoch herkommen wird. Doch im Haus rührt sich nichts, und schließlich entspannt er sich wieder. Sieht in den Himmel.

Und der Karton unter Sérafines Stuhl, der ihm beim Betreten der Terrasse kaum bewusst war, wird zu einer schwarzen Form im Schatten außerhalb seines Blickfeldes. Zu einem leisen Ziehen, das nicht zulässt, dass er sich in der Betrachtung der Sterne verliert.

Ein vergangenes Ich, an das er sich bruchstückhafter erinnert als er gedacht hatte, und dessen Sehnsüchte er nicht mehr kennt.

Ein kleiner Fremder, der zu dem Menschen herangewachsen ist, der heute hier im Dunkeln sitzt.

Zögernd beugt er sich über die Armlehne seines Stuhls, um den schwarzen Quader am Boden wachsam anzusehen, ehe er es wagt, einen Finger in die Grifföffnung zu haken. Leise scharrend gleitet der Karton über den Boden. Schwerer als gedacht.

Die Kante der Armlehne gräbt sich schmerzhaft in seine Rippen, als er ihn aufhebt. Kühles Gewicht auf seinen Oberschenkeln. Der schwache Geruch von gealterter Pappe. Und plötzlich empfindet er etwas in seinem Bauch. Etwas Negatives, Verzehrendes, das von dem Karton ausgeht. Von dem Fremden. Dem dünnen kleinen Wesen, das dort lauert. Das unter dem Deckel hervorkriechen und ihn ansehen könnte.

Erschrocken schlägt er beide Hände auf den Karton, um ihn geschlossen zu halten, und der Impuls, alles einfach zu verbrennen, ist so stark, dass er ungenlenk aufsteht, den Karton weit von sich haltend ins Atelier hinauf steigt und den Tischbrenner anzündet.

Die zischende blaue Flamme wirft ihr Licht an die Wand hinter den

Krügen mit den Glasstäben. Hell und wirklich. Und er hält inne. Atmet.

Es ist doch nur ein Kind, hier in diesem Karton. Unschuldig. Be-seelt von all den Dingen, die Marguerites Flammen überlebt haben. Der Mensch, der er hätte bleiben können. Der er hätte werden können.

Die Briefumschläge wirken bläulich im Licht des Brenners. Anders als heute früh im gedämpften Sonnenschein auf der Terrasse.

Zögernd streckt er die Hand nach dem ersten aus. Doch in diesem Moment kehrt die Angst zurück und lässt ihn einen Schritt von der Arbeitsplatte weg machen. Noch einen.

Denn natürlich ist da auch Schmerz in diesen Umschlägen. Unge-heuerlicher Schmerz. Verlust. Unwiederbringlichkeiten. Bereit ihn anzufallen, um seine Klauen in etwas ohnehin schon wundes in sei-ner Brust zu schlagen.

Mit einem Ruck dreht er die Flamme ab und hastet die Treppe hin-unter, hinaus in den Garten, ins Labyrinth, weiter und weiter, bis Schweiß auf seiner Stirn ausbricht und Tauwasser in seine Schuhe sickert.

Keuchend lässt er sich auf den Sockel der nächsten Skulptur sin-ken, in deren Windungen die leichte nächtliche Brise flüstert. Er setzt die Maske ab und trocknet sein Gesicht am Ärmel seines Jacketts, ehe er den Blick hebt, um in Richtung des Hauses zurück zu sehen.

Nur das Dach ragt über die Hecken hinaus. Der kleine Funkmast.

Er versucht zu schätzen, wo genau unter diesem Dach der Karton steht. Wo der Deckel liegt. Stellt sich das Kind vor, wie es im Karton sitzt, die Knie angezogen, wartend. Immer wartend. Auf Schläge und harte Worte. Auf die nächste Verleugnung seiner Menschlichkeit.

Zittrig sieht er auf die Maske in seinen Händen hinab. Sein Ge-sicht, das ihm als leere Fassade entgegenblickt. Ein plötzlicher Kno-ten aus Panik bildet sich in seiner Brust und er streift die Maske has-tig über, damit wieder Augen durch die Löcher sehen.

Der Knoten löst sich, bis nur noch die Angst vor dem Schmerz übrig ist. Und irgendwann steht er auf, ohne sich dazu entschlossen zu haben. Steht da. Reglos. Nur atmend, bis der Impuls für einen ers-ten Schritt in seinen Fuß hinunter strahlt. Er macht den Schritt. Nimmt ihn wieder zurück. Macht ihn erneut. Überlegt, sich wieder zu setzen. Noch etwas zu spazieren. An den See zu gehen. Sich schla-fen zu legen. Macht ein paar Schritte in eine ungefähre Richtung. Steht wieder still, bis er sich über seine eigene Unentschlossenheit zu ärgern beginnt und in dem Gefühl, mit dem Kopf durch eine Wand brechen zu wollen, zum Haus zurück geht.

Der Karton steht noch da, wo er ihn zurückgelassen hat, der De-

ckel daneben, die Innenseite nach oben gedreht, so dass er schemenhaft die zahllosen, kleinen, krummen Herzchen erkennen kann, die Sérafine darauf gemalt haben muss.

Was wohl einmal in dem Karton war, dass es eine solche Fülle an Liebesbekundungen verdient hat. Und was ist geschehen, dass Sérafine nun stattdessen seine Briefe darin aufbewahrt. Jemand muss ihr das Herz gebrochen haben.

Mitfühlend streicht er über eines der Herzchen, ehe er sich losreißt, Anstalten macht, den Brenner wieder zu entzünden, sich dann aber für die Arbeitslampe entscheidet und geblendet seine Augen gegen die kühl strahlenden LEDs abschirmt.

Die Umschläge erscheinen jetzt wieder braun, die Adresse darauf klar leserlich, auch wenn die Zeit der Tinte bereits zugesetzt hat. Er streckt die Hand aus. Nimmt den ersten Umschlag. Zieht den Block heraus.

Und dann starrt er nur auf das abgenutzte, fleckige Deckblatt. Liest den Herstellernamen. Das Gewicht des Papiers. Betrachtet die Details des farbig aufgedruckten Stillebens aus Mohnblumen und Weizenähren in einem geflochtenen Korb, das der Schrift als Hintergrund dient.

Mit dem Kopf durch die Wand.

Er legt den Block auf den Rand des Kartons, um stattdessen seine eigene Schrift auf dem Umschlag zu mustern. Kapitälchen mit Serifen. Er war nicht sicher gewesen, was Sérafines Hausnummer war, also hatte er beide Möglichkeiten aufgeschrieben, vierzehn und vierzig. Und er erinnert sich, wie ihm eines Tages bewusst wurde, dass Sérafine umgezogen sein könnte und er seine Zeichnungen in Wahrheit nicht aufhebt, sondern verliert, indem er sie an sie schickt.

Es war schwer gewesen, damit umzugehen. Doch er hat daraus gelernt, loszulassen, und auch die letzten Reste seines Perfektionismus abzustreifen. Ob sich das in der Qualität seiner Zeichnungen niedergeschlagen hat?

Die Polsterfolie im Umschlag knistert, als er ihn umdreht, um die Rückseite zu betrachten, ehe er ihn auf den Tisch legt.

Dann nimmt er erneut den Zeichenblock in die Hand.

Und schlägt das Deckblatt zurück.

'Zeichne nicht, was du weißt, sondern was du siehst.'

'Das dunkelste Licht ist heller als der hellste Schatten.'

Konstruiere erst die Geometrie, dann die Details.'

Und zahllose weitere Merksätze in affektiert geschwungenen Lettern.

Er lächelt unwillkürlich. Das erste Mal, als er eine solche Seite mit Erkenntnissen gefüllt hatte, war er sehr stolz auf sich gewesen. Ein

gewissenhafter, aufstrebender Künstler. Mittlerweile muss er keine Listen mehr führen, um sich die Regeln des Zeichnens präsent zu halten; sie sind ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Und er genießt es noch immer, sich der Struktur der Regeln zu überlassen. Der Struktur der Realität, die er wie ein Fundament vor sich auslegt, ehe er seine Phantasiegebilde darauf baut.

Das ist etwas gutes. Gleich auf der ersten Seite. Etwas wertvolles, das die Flammen überstanden hat.

Die nächste Seite zeigt die Übungen, die er auch heute noch macht, um seine Hand aufzuwärmen. Geometrische Formen, Reliefs, Schattwürfe, reflektiertes Licht, ehe er sich an eine ernsthafte Arbeit wagt. Meist sind es kleine Studien nach dem Leben. Käfer und Schnecken, Blätter, Blüten, Pinienzapfen, Moose, Flechten, Steine. Und Landschaften. Große, wilde Landschaften, deren Qualität sich über den Verlauf des Blockes sichtbar steigert. Die Formen werden lockerer, die Kontraste selbstbewusster, auch wenn er weiterhin zu sehr auf Details fixiert war.

Geschrieben ist auf diesen Seiten nichts. Erst auf der Pappe findet sich ein Text des Inhalts, dass er sich dafür entschuldigt, dass er weggehen musste, ohne sich verabschiedet zu haben, und sich erst nach so langer Zeit wieder meldet. Dass er hofft, dass es nicht zu viele Umstände macht, wenn er Sérafine seine Arbeiten anvertraut, und dass er sie ihr abnehmen wird, wenn er von seiner Reise zurückkehrt. Dass er niemals fähig sein wird, getreu abzubilden, wie schön die Welt ist, durch die er wandert. Dass er hofft, dass sie trotzdem etwas von dieser Schönheit in seinen Bemühungen erkennen kann.

In seiner Erinnerung bestand dieser Brief nur aus zwei kurzen Sätzen und er betrachtet die zierlichen Buchstaben eine Weile stirnrunzelnd, ehe er den Block zurück in seinen Umschlag packt und den nächsten hervorholt.

Der Unterschied zum vorherigen ist frappierend. Beinahe alle Zeichnungen, selbst seine Übungen, sind kommentiert. Meist sind es nur kurze Kritiken, die herausstellen, was er falsch gemacht hat. Aber immer öfter hat er auch ein paar Worte zu den Eigenschaften des Gegenstandes geschrieben, die ihn interessant erscheinen ließen. Gedanken und Gefühle, die ihm beim Zeichnen kamen. Tagebuchartige Absätze über seine Erlebnisse.

Und dann, auf den letzten Seiten, beginnt er plötzlich, von Momo und Heimweh zu sprechen.

Er betrachtet lange die beiden Zeichnungen, die Sérafine ihm am Morgen gezeigt hat. Es ist wirklich kein Wunder, dass sie nicht versteht, dass er nicht mehr das selbe Bedürfnis nach Nähe hat. Sie muss sich betrogen fühlen.

Beißendes Schuldgefühl steigt in ihm auf und er lässt seine Finger eine Weile neben Sérafines gezeichnetem Lächeln auf dem Papier ruhen, ehe er den Block wieder wegpackt.

Die nächsten paar Blöcke sind ebenfalls gesprächig und zeigen den weiteren Fortschritt seiner Fähigkeiten. Mehr Mut und Entschiedenheit im Umgang mit Farben. Die Entdeckung der Form, losgelöst von Linien. Doch plötzlich verschwinden die Worte. Lustlose Übungen wechseln sich mit schlampigen, teils durchgestrichenen Arbeiten ab. Dann eine einsame, abstrakte Aquarellzeichnung aus schmutzigen Brauntönen, auf deren untere Hälfte Wassertropfen gefallen zu sein scheinen.

'Ich bin so müde.' ist quer über das Blatt gekritzelt.

'Ich kann nicht mehr zeichnen.' steht auf der nächsten Seite in ebenso krakeligen Buchstaben. 'Warum ist alles so schwer? Ich mag nicht aufstehen.' Dazwischen sind Kreise und Quadrate aus so dick aufgetragenem Graphit gemalt, dass das Licht der LEDs auf ihrer Oberfläche glänzt.

Doch schon das übernächste Blatt verkündet: 'Es geht mir wieder besser. Ich habe nur ein bisschen Urlaub gebraucht. Ich hatte noch nie Urlaub.' Aber etwas an den Arbeiten, die darauf folgen, den Farben, dem Unterton der noch immer spärlichen Kommentare, straft diese Worte Lügen.

Tiefpunkte wie dieser wiederholen sich über die nächsten Jahre. Mal im Winter, mal im Sommer, doch stets angeführt von einer Phase der Unlust und der zornig durchgestrichenen Arbeiten.

Dann folgt ein Block, in dem Sérafine mehrere Seiten mit Papierstreifen markiert hat - wohl um sie meiden zu können. Und er versteht gut, warum.

Die Figuren haben keine Gesichter, und wenn doch, sind es bizarre Fratzen. Aufgerissene Münder und leere Augenhöhlen in anatomisch unmenschlicher Anordnung. Überlange, dürre Hände an knotigen, knochigen, verdrehten Armen. Wundes Fleisch klappt über Kniegelenken, die in die falsche Richtung zeigen. Und so viele hängen am Hals von einem Baum, von Krähen angefressen. Pfützen aus Blut, Urin und Fäkalien unter ihren dunkel angelaufenen Füßen.

Er erinnert sich nicht an diese Bilder. Und er hat offensichtlich nicht darüber nachgedacht, dass sie Sérafine abstoßen könnten. Sicher hat er ihr mit seiner Rücksichtslosigkeit Albträume bereitet.

Wie konnte er nur.

Angewidert blättert er weiter. Überfliegt nur, was er neben halberzige Stilleben geschrieben hat, bis endlich ein farbenfrohes Bild verkündet: 'Es geht mir wieder gut. Richtig gut!'

Und fortan ist Block um Block wieder mit liebevoll gezeichneten

Pflanzen und Tieren gefüllt. Weite Ebenen voller Felsen und Büschen in sanftem Licht wechseln sich mit Seen ab, deren glasklare Oberfläche das Laub der Jahreszeiten spiegelt. Und überall stehen plötzlich Fragen. 'Warum färben sich Blätter im Herbst? Welches Pigment enthalten diese Blüten? Wie heißt dieses Tier? Was für ein Insekt wird aus dieser Puppe schlüpfen? Wie wird dieser Schmetterling überwintern?'

Und überall schmiedet er Pläne. So viele Pläne für Wandgemälde, die er in seinem und Sérafines Haus anbringen wollte. Für fantastische Traumschlösser und Burgen. Für Möbel und Bodenmosaiken. Wilde Gärten mit riesigen Bäumen, Brunnen, Teichen und irrwitzigen Skulpturen.

Dieses Kind sprüht vor neuerwachter Phantasie und Begeisterung. Es ist so offen für die Welt, so begierig, alles zu sehen und zu verstehen. Eine Zukunft für sich zu gestalten.

Was für ein— Er sucht nach einem Wort, um alles zu fassen, was aus diesen Seiten spricht. Etwas, das eine aufrechte Haltung bezeichnet. Selbstvertrauen. Stärke. Freiheit. — Stolz? Ein stolzes Menschlein. Nein, 'Mensch' passt nicht. Das Kind hätte sich nicht als Mensch verstanden. Es gehört seiner eigenen Spezies an. Ein stolzer kleiner Außerirdischer, der die Welt durchstreift.

Und zum ersten Mal in seinem Leben empfindet er Zuneigung zu diesem naiven kleinen Wanderer, der er einmal war.

Lächelnd schüttelt er den Kopf und schlägt den nächsten Block auf. Blättert weiter und weiter, bis er eine Zeichnung mit beißender Klarheit wiedererkennt. Eine kleine, zarte Raupe. Und wenn er diese Seite umschlägt, wird er das Bild eines bunten Zeltens sehen. Dilshad und ihre Schwester Halima. Wie sie zusammen einen Korb voller Kohlköpfe putzen.

Er schlägt den Block zu, legt ihn beiseite und springt auf.

Er hatte vergessen, dass er auch diese Bilder an Sérafine geschickt hat. Dass es noch immer etwas gibt, das ihn, seine Hand, seine Augen, seinen Geist, konkret und materiell an diesen Teil seiner Vergangenheit bindet.

Irgendwo in diesen letzten drei Blöcken sind seine Zeichnungen von Anjali. Die Entwürfe für ihr Mehndi. Einer davon mit ein wenig Henna beschmiert. Henna, das sie angerührt hat. Henna, das ihre Haut gefärbt hat. Und er hat sie geliebt. Alles an ihr.

Und dann-

Nein, es war schon zerstört, ehe es begonnen hatte. Aber dieser Moment im Wald, als er den Mund öffnete und es seiner Fassade erlaubte, einzustürzen. Der Moment, in dem sie ihn sah. Wirklich sah.

Die Wahrheit brannte alles weg, was seine Zeit mit ihr ausgemacht

hatte. Und aus dem stolzen kleinen Wanderer wurde— Er sieht auf seine Hände hinab, die bleich und dürr aus den Ärmeln seines Jacketts ragen. Es wurde ein trüber, erschöpfter, von Angst getriebener Schatten daraus. Ein ruheloser Geist, der im Wahn nach Erlösung sucht.

Er lässt seinen Scheitel in die Hände sinken und krümmt sich um den plötzlichen, leeren Schmerz in seinem Bauch.

Nicht einmal ein Tagtraum ist von ihm übrig geblieben. Nur Trauer und Reue und ein Körper voller Narben, und der Drang, sich zu schneiden, poltert zurück ins Zentrum seines Bewusstseins. Die Ruhe im Keller und seine Spiegelscherbe. Blut und klaffendes Fleisch.

Aber während er sich aufrichtet, erinnert er sich, dass Sérafine unten schläft. Dann eben ein Holzmesser. Aber der Gedanke fühlt sich nicht richtig an. Er will kein Heft in der Hand halten, keine Eisklinge. Er will die vertraute Form seiner Scherbe. Die Holzdose neben sich.

Hilflos tritt er von der Arbeitsplatte zurück und schlägt mit voller Kraft seinen Unterarm auf ihre Kante. Der Schmerz ist gut. Scharf und explosiv, und er breitet sich bis in seinen Ellenbogen hinauf aus. Trotzdem ist es, als würde er versuchen, seinen Durst zu stillen, indem er etwas isst.

Er könnte in den Keller schleichen, die Dose holen. Aber wenn Sérafine aufwacht, wird sie sehen, was er fühlt, und-

Frustriert streicht er sich übers Haar, packt es, zieht daran. Atmet tief, aber das macht es nur schlimmer. Die Anspannung unerträglich. Und am liebsten würde er sich ohrfeigen.

Mit einem Ruck geht er los, die Treppe hinunter und aus dem Haus. Es gibt einige Haselsträucher, gleich hinter dem Waldrand am Kiesrondell. Dünne, flexible Zweige.

Unterholz und gefallene Blätter rascheln unter seinen Füßen, als der Schein der Leuchte seines Mobiltelefons endlich auf die Sträucher fällt. Er wählt einen Zweig aus, knickt ihn mit schnellen Bewegungen ab, entfernt ein paar Blätter, die zu dünne Spitze der Rute, und setzt seine Maske ab.

Das Nussholz ist kühl, als er es sacht an seine Wange legt. Er holt einige Male aus. Nur ein kleines Stück. Trifft sein Gesicht mehr in einem Tätscheln als in Schlägen, bis er den richtigen Winkel für etwas Kraftvolleres gefunden hat, und die Rute einige Male über seinen Kiefer, seinen Wangenknochen und die empfindliche, wulstige Narbe darauf schnalzen lässt.

Der Schmerz ist wie etwas, das heiß in ihm aufplatzt und alles Falsche wegspült. Doch schon im nächsten Moment wird das Gefühl leer. Selbst falsch. Hohl und ekelhaft. Und ihm wird bewusst, was er

gerade tut.

Steif lässt er sich mit dem Rücken an den nächsten Baum sinken und starrt auf die Rute in seiner Hand. Lange, ehe er sie fortwirft und seine Maske vom Boden klaubt.

Es schmerzt, sie gegen die Schwellung an seiner Wange zu drücken.

Er beißt die Zähne zusammen.

Geht zum Haus zurück.

Falls dir diese Ausschnitte zum Thema 'Vergessen' gefallen und du gern mehr lesen würdest, findest du meine Trilogie gedruckt und als eBook überall wo es Bücher gibt. Die meisten Tantiemen bekomme ich aber, wenn du direkt (und natürlich versandkostenfrei) bei meinem Verlag bestellst: <https://buchshop.bod.de>

Du würdest gern lesen, kannst/möchtest aber grad kein Geld ausgeben? Schreib mich an unter tine@tine-schreibt.de

Ich gebe dir die Bücher sehr gern als eBook, im Tausch gegen eine Review :)

